

Die Besitzer der Villa Agathe hörten nichts von dem allen. Sie gingen auf dicken Smyrnateppichen und schauten aus den vielen Fenstern ihrer Villa weit, weit ins Land. Sie sahen das blaue Wasser des Sees, wenn Fischlein im Sonnenschein schwammen, und wenn die Abendsonne in die blauen Fluten sank und die Wasser sich färbten unter ihrem goldig purpurnen Schein, dann standen sie wohl auf der Terrasse und dachten, daß ihr Besitz schön sei; sie dachten das mit Stolz, aber nicht mit Dank. Sie sahen das Schöne, aber ohne Freude, er war meist zerstreut und sie bedrückt. Er blickte den Rauchwölkchen seiner Zigarette nach und wollte seine Geschäfte vergessen, aber er war das Rechnen so gewohnt, daß Zahlen seine Gedanken durchzogen, beim goldenen Abendrot wie beim trüben naßkalten Nebeltag! und sie dachte an ihren fernen, verschollenen Sohn und an ihr blasses stilles Kind, ihre Agathe, die sie nicht verstand und doch so innig liebte. Was hilft mir all die Schönheit rings umher, wenn mein Kind stirbt und mein Sohn nicht wiederkehrt?

„Frau, wenn du doch einmal lachen könntest, wie du früher lachtest.“

Sie fuhr zusammen. „Agathe ist so krank,“ sagte sie in jenem müden Ton, der weder zu klagen, noch nach Trost zu verlangen scheint.

„So laß doch den Professor holen,“ rief er ungeduldig. „Zwei, drei Professoren, wenn du willst. Ich muß abends meine Ruhe und Gemütlichkeit haben. Da plagt man sich den ganzen Tag mit den Bank-